

Städtereise, Juni 2004

Rom in drei Schichten

Von Florian Sattler

*I*l giorno in cui mi snobbò la mia cugina inglese in Via dei Condotti. Ein Anfang im Slang des neuen Jahrhunderts. *Sine nobilitate fui*, weil die Welt des Films nicht meine war, *non venivo dal mondo del cinema*. Lange ist's her. Während ich an einem Donnerstagmorgen im Juni 2004 durch diese außerordentliche Straße schlendere, das Café Greco macht erst um elf Uhr auf, kommen die Erinnerungen vom März 1981 wieder hoch. Wahrscheinlich hatte die Cousine einen Besuch bei Michelangelo Antonioni gemacht, oben am Ende der Spanischen Treppe. Da wollte sie sich nicht von mir aus dem Nachsinnen reißen lassen. Und überhaupt lag zu viel im Weg: der Zweite Weltkrieg, die Erbschaftsangelegenheit in Florenz, die ungeklärte Frage, wie überhaupt sich unterhalten, englisch oder italienisch? Rom, so wird mir dabei klar, das ist inzwischen ein Erlebnis in drei Schichten, die Schulzeit in den Fünfzigern, das halbe Radio-Korrespondenten-Jahr 1981 und die Gegenwart.

Als ich im Januar 1953 als Gymnasiast nach Rom kam, verbreitete manche römische Adresse noch ihren vollen Schrecken. Die Via Tasso, in der die Gestapo ihren Sitz hatte, die Via Rasella, in der 32 Südtiroler SS-Leute zu Tode kamen, am nachhaltigsten die Fosse Ardeatine an der Via Appia antica, wo der nachfolgende Geiselmord an 335 Opfern, nicht an 320,

nicht einmal richtig gezählt hatten sie, stattfand; schließlich das Gefängnis mit dem unpassenden Namen *Regina Coeli* in Trastevere, in dem Natalia Ginsburgs Mann Leone zu Tode gefoltert wurde.

Am Totensonntag im November führen wir mit der Schule nach Pomezia, einem deutschen Soldatenfriedhof in der Maremma, südwestlich von Rom, und sangen das vorher im Musikunterricht geübte Soldatenlied mit dem Uhland-Text: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bess'ren findst du nicht“. Ein bisschen herrschte bei diesen Gelegenheiten die Stimmung, die Italiener hätten sich 1943 doch nicht aus dem Achsenbündnis verabschieden sollen. 1953 war Italien zwar schon Partner der Deutschen in der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, aber man war noch nicht zusammen in der NATO.

Roma, città aperta war eine Formel, die noch ihre Faszination ausübte. Viel später lernte ich von Robert Katz (*The Battle For Rome*, 2003), dass sie von Papst Pius XII. stammte. Den dazugehörigen Film von Roberto Rossellini mit Anna Magnani und Aldo Fabrizzi habe ich erst später in München gesehen; aber einen anderen über den Partisanenkrieg in der Po-Ebene, Paisà, sah ich mit meinem Vater Mitte der fünfziger Jahre. Gut zwanzig Jahre bevor die Fernsehserie „Holocaust“ bei vielen Deutschen die gleiche Wirkung erzielte: dass sich nämlich der deutsche Zuschauer gegen die deutschen Soldaten mit deren Gegnern und Opfern solidarisierte.



Piazza di Spagna (Stich: Giambattista Piranesi)

Se ne so'annati, verkrümelt ham se sich, hieß es am 4. Juni 1944 in Rom, endlich sind sie weg, die Deutschen. Sechzig Jahre später und zwei Tage vor den Jubiläumsfeiern zum D-Day In der Normandie kann man in den strahlenden Gesichtern der hochdekorierten und hochbetagten amerikanischen Veteranen auf der Piazza Venezia ablesen, mit welcher Begeisterung die GIs damals empfangen worden sind. Ein ziemlicher Kontrast zum heutigen Protestzug: *No Bush, no war!*, Heißt es auf den Transparenten. Aber Berlusconi hat gut getimed. Die alte Waffenbrüderschaft ist noch lebendig. Sie bildet den Hintergrund für die italienische Beteiligung an der Irakbesetzung. Die USA sind das Lieblingsland für auswandernde Italiener, Millionen sind dorthin emigriert. Und oben in der Villa Borghese gibt es eine Büste von Fiorello la Guardia, dem Nachkriegsbürgermeister von New York, der die Heimat seiner Väter nicht vergessen hatte und dafür sorgte, dass jede Menge Lebensmittelpakete nach Italien geschickt wurden. Nie hat das Vittoriano, das deutlich überdimensionierte Nationaldenkmal auf der Piazza Venezia, seine Funktion so glänzend erfüllt wie bei den Feiern für die im Irak gefallenen Soldaten und, für die vor allem, die Carabinieri. *Sono i nostri ragazzi*. Auch die größte Oppositionspartei, die *Democratici di sinistra*, also die Exkommunisten, will nicht aus der nationalen Solidarität ausscheren. Sie marschiert nicht mit bei den Demonstrationen gegen den Irakkrieg. Sie beschränkt sich auf die Aufforderung an ihre in Rom gut vertretenen Anhänger, die regenbogenfarbigen PACE-Transparente in die Fenster und vor die Balkone zu hängen.

Es besteht ein Zusammenhang zwischen politischer Resignation und der Häufigkeit, mit der sexuelle oder anale Kraftausdrücke gebraucht werden. Danach müssen die linken Freunde sehr resigniert sein. Die Welt ist voller *stronzate*, alle möglichen und unmöglichen Sachverhalte sind *incazzato*. Alles beschissen. Offenkundig herrscht Ohnmacht aufgrund der Globalisierung und wegen der neuen Unübersichtlichkeit, unter der Italien nach dem Abschied vom Marxismus mehr leidet als etwa die Bundesrepublik. Globalisierung – das sind die jungen Ekuadorianer, die deine Wohnung putzen, wenn du nicht längst eine fleißige Ukrainerin beschäftigt. Vor allem die Jobs auf der Straße sind in der Hand von *Extracomunitari*, Nicht-EU-Angehörigen geraten, nicht nur Afrikaner mit Schmuck und falschen Uhren: Auf der Viale Regina Margherita arbeitet ein Ägypter am Blumenstand und wickelt den Rosenstrauß unter munteren Reden in glitzerndes Silberpapier.

Für die Erfahrung, dass jetzt nichts mehr ist, wie es war, muss für die Römer schon die verstörende Wahl des *papa polacco*, des Papstes Johannes Paul II., 1978 prägend gewesen sein. Seine Reisen, aber auch seine Präsenz in Rom und seine Reden sind der leben-

dige Beweis dafür, dass die Entwicklung nicht mehr zurückgedreht werden kann. Seinetwegen kann man sich die Verhältnisse nicht einfacher zurechtlegen, als sie sind. Der Papst mit der starken Marienverehrung, der von Anfang an erstaunlich gut Italienisch sprach, profitiert jetzt von den viel fremderen Massen, die tagtäglich in der ewigen Stadt auftauchen. Im Vergleich zu ihnen ist er nach über einem Vierteljahrhundert allen vertraut. Endgültig populär ist er seit dem Streit über den Irak-Krieg. Hier brauchen die Italiener, die gegen ihre Regierung und gegen die der amerikanischen Supermacht Stellung beziehen wollen, eine starke moralische Autorität, um sich anzulehnen. Der nahe Osten ist in Rom, das spürt man, auf jeden Fall sehr viel näher als bei uns.

Samstag, der Tag nachdem der amerikanische Präsident mit seinen ständig kreisenden Hubschraubern die Stadt verlassen hat. Zickzackbewegungen: von der Botschaft zum Vorsitzenden des Ministerrats, Silvio Berlusconi, zurück zur amerikanischen Botschaft in den Parioli, dann zu Carlo Azeglio Ciampi, dem Staatspräsidenten auf dem Quirinal, über den Tiber zum Papst in den Vatikan, wieder in die Botschaft und schließlich zu einem Essen mit Berlusconi in der Villa Madama. Für den touristischen Flaneur war der verrückte Sicherheitsaufwand nicht einmal nur von Übel; die Straßen endlich einmal leer von Autos, viele Geschäfte geschlossen, für ein paar Stunden schien der Konsum nicht die Hauptbeschäftigung der italienischen Hauptstadt zu sein.

Im städtischen Aquarium südlich der Stazione Termini versammeln sich Roms Buddhisten und ihre Freunde anlässlich des Besuchs der anderen Heiligkeit, des Dalai Lama, des Oberhauptes der Tibeter. Er hat bei Frascati ein Haus gekauft, und aus Gründen der persönlichen Sicherheit, es gab eine Bombendrohung, hat sich alles um einen Tag verzögert; sonst hätte der Tibeter dem Präsidenten Bush tatsächlich noch etwas von dessen großer Show gestohlen.

Die Begrüßung nimmt Roms Bürgermeister Walter Veltroni von den DS vor. Ohne Namen zu nennen, stellt er gleich den Zusammenhang zwischen den bei-



Berlusconi, George W. Bush und Laura Bush bei der Kranzniederlegung im Rom am 4. Juni 2004 (Foto: Jason Reed / Reuters / Corbis)

den hochgestellten Besuchern her. Alles, was er am Dalai Lama lobt, scheint er am Präsidenten vermisst zu haben: die Toleranz, die Gesprächsbereitschaft, die Weisheit, kurz den Friedenswillen. Der Dalai Lama weiß, wo er sich befindet, und warnt vor überstürztem Religionswechsel. Dazu bedürfe es ausgiebiger Studien und der Lektüre dicker Folianten; zunächst solle man sich auf die eigene Religion konzentrieren, hier in Rom also auf die der römisch-katholischen Kirche.

Wenn die Welt etwas vom Buddhismus lernen wolle, so sei dessen Stärke in seiner Tradition der Gewaltfreiheit zu suchen, eine Tradition, die im Schicksal seines tibetischen Volkes tragische Züge angenommen habe. Hätte es sich gegen die chinesische Übermacht wehren sollen? Das geistliche Oberhaupt hat einen glänzenden Übersetzer mitgebracht, und vor allem die englischen Passagen kommen beim Publikum gut an. Entsprechen ihnen die tibetischen? Ganz kann ich mich nicht von dem Verdacht freimachen, es gebe zwei Dalai Lamas, einen für die asiatischen Landsleute und einen für die Westler, die den Rat, sich aufs eigene Christentum zu konzentrieren, müde verweigern. Es muss etwas Exotisches her, egal was. Am Ende eine freundliche Verabschiedung durch Walter Veltroni. Dann laufen die Leute auseinander, hinein in den milden römischen Samstagspätnachmittag.

Am Sonntag treffe ich mich in der Via Nazionale am Eingang der *Fori Traianesi* mit einem befreundeten Journalisten und seiner feschen, adligen Freundin. Es gibt dort eine Foto-Ausstellung zu sehen über weltpolitische Brennpunkte wie den Gaza-Streifen, Bangladesch, den Kosovo, Nordirland, Ruanda und den Sudan. Franco war vor der Berlusconi-Ära im zweiten Fernsehprogramm der RAI beschäftigt; er stammt wie Annamaria aus Neapel, wirkt aber wohlorganisierter als viele seiner „meridionalen“ Landsleute. Früher hatte er eine schweizer Frau, sein Sohn heißt Michelangelo. Ich vergaß ihn zu fragen, ob dafür Buonarrotti oder Antonioni als Vorbild gedient hatten. Wir ge-

hen zum Essen in eine Trattoria, rechter Hand von der Fontana di Trevi, in der Via Skanderbeg. Settimio ist ein Sohn des *Settimio all'arancio*, versteckt hinter einer Fortsetzung der Via dei Condotti auf der anderen Seite des Corso. 1981 war ich oft dort und lobte das Essen, mokierte mich aber über das Aussehen der Töchter des Hauses.

Jetzt hat der Familienbetrieb also schon Filialen hervorgebracht. Annamaria kennt alle Trends und belehrt mich über die – für die Jungen – attraktivsten Städte in Europa: unzweifelhaft Berlin und Barcelona. Ob meine beiden in Berlin lebenden Kinder sich dessen bewusst sind?

Die beiden Freunde haben eine *faraona* bestellt, einen Kapäun, ich bin aber nach den Mienen zu schließen mit meiner *pasta siciliana* besser bedient. Für den kommenden Dienstag laden sie mich in die Villa Piccolomini an der Via Aurelia antica ein; da sie in getrennten und bescheidenen Wohnungen siedeln, ist das ihre Einladung an alle, bei denen sie das Jahr über zu Gast waren, der Jahresaufwasch sozusagen. Es werde mir gefallen. „*Una cosa molto romana*“, ist sich Franco sicher.

Schon am Montag überkommt mich die Unruhe der Abreise vom Mittwoch. Ich besuche einen der Dalai-Lama-Freunde vom Samstag in seinem Plattenladen direkt hinter und unter der Stazione Trastevere. Das Geschäft ist genial verschlampt, aber Antonio hat heute seinen freien Tag. Er hatte mir erzählt, sie seien spezialisiert auf Jazz und auf „Vinyl“, was sie bei uns am Radio Schellack nennen. CDs gibt es auch, aber sie werden nicht mit der gleichen Leidenschaft gesammelt, gestapelt und am Telefon angepriesen. Um mich bei Antonios Kollegen nicht zu blamieren, frage ich nach Stéphane Grappelli. Von dem aber haben sie gerade nichts da. So begnüge ich mich mit einer Platte von Gabriella Ferri, die im März aus einem Fenster ihres Hauses in der Toskana gefallen und an den Folgen der Verletzungen gestorben ist.

„Ihr Begräbnis war eine ganz große Sache im Testaccio-Viertel. Hunderttausend Menschen folgten dem Sarg, mehr als bei jedem Politiker“, so lautet der typische Vergleich, eine Frau, die den römischen Dialekt in die Welt getragen hat bis nach New York. Ob die sechziger und die siebziger Jahre jemals wiederkommen. *Mapete, come eravamo giovani e belli in quei giorni passati*. Ein Todesfall, der Nostalgie erzeugt. „Die Melodien der Ferri waren konventionell, aber mit ihren



Peterskirche (Stich: Giambattista Piranesi)

anarchistischen Texten hat sie uns aus der Seele gesprochen. Und mit der Melodie merkt man sich das Zeug einfach eher.“ Als ich mit der grünen Trambahn, die ein bisschen ausschaut wie die *Circolare* in den Fünfzigern, durch den Viale Trastevere gondole, ertappe ich mich bei einer neuen Würstigkeit. Früher, in der Schulzeit, war das ein unumstößliches ästhetisches Dogma: das Nationaldenkmal, der Justizpalast und eben das Unterrichtsministerium im Viale Trastevere sind die drei Verschandelungen Roms aus dem späten neunzehnten Jahrhundert, Jetzt denke ich mir: Auch diese Protzemplare von Riesenbauten sind inzwischen eingemeindet. Und der Papst ist es nun einmal nicht gewesen, der die Einheit Italiens herbeigeführt hat. Es waren die Schriften Giuseppe Mazzinis, die Schlachten Giuseppe Garibaldis und die Diplomatie des piemontesischen Ministerpräsidenten Benzo Camillo Cavour.

Ich muss Schuhe kaufen, die mitgebrachten haben Gummisohlen, und ich nehme an, in der Villa Piccolomini wird getanzt. Die Preisvergleiche, verbunden mit ausgiebigen Fußmärschen, führen mich durch die ganze Stadt: In der Via della Croce gibt's welche für 49, auf dem Corso hätten sie 59 gekostet, erst weit hinten neben der Stazione Termini finde ich die geeigneten schwarzen Schuhe mit stumpfer Spitze für 39 Euro. *La Roma sistina*, das barocke Rom des großen Papstes Sixtus V. (1585 - 1590) zwischen Corso und Spanischer Treppe, habe ich eigentlich erst 1981 entdeckt, als das Studio des Bayerischen Rundfunks im Palazzo Torlonia in der Via Mario de' Fiori lag.

Auf der Plattform des Pincio stand ich am 2. Februar 1981 und schaute hinüber zur Villa Stuart auf dem Monte Mario, in der mein Vater gestorben ist. Wie in Giovanni Pascolis Gedicht lief ein grau-weißes Pferd herum. Es wäre sein 75. Geburtstag gewesen.

Am Montagabend gehe ich mit den Freunden in ein Jazzkonzert in einem ziemlich heruntergekommenen *palazzo* des ehemaligen Ghettos. Eine Schweizerin singt, ein Freund begleitet sie auf dem Bass. Ihre Stimme ist manchmal sehr hoch und schrill. Free Jazz. Das Publikum jung und aufmerksam. Das ist ein erst seit kurzem zu beobachtender Trend: Man belebt die alten Gebäude der ewigen Stadt mit Musik und Theater; auch ein Ersatz für nicht vorhandene Staatstheater und vom Steuerzahler unterhaltene Orchester. In den sechs römischen Tagen gehe ich jedes Mal in eine *bar* in der Via Lombardia frühstücken. Der Standort einer *bar* ist lebensentscheidend wie bei einem Benediktinerkloster, *stabilitas loci*. Der *barista*: „Vorne an der Via Veneto ist was los und hinten an der Piazza Fiume. Bei uns kommen nicht viele Leute vorbei. Außer mittags, wenn die Büros Pause machen, dann herrscht einmal eine knappe Stunde lang starker Andrang. Also, mir soll's

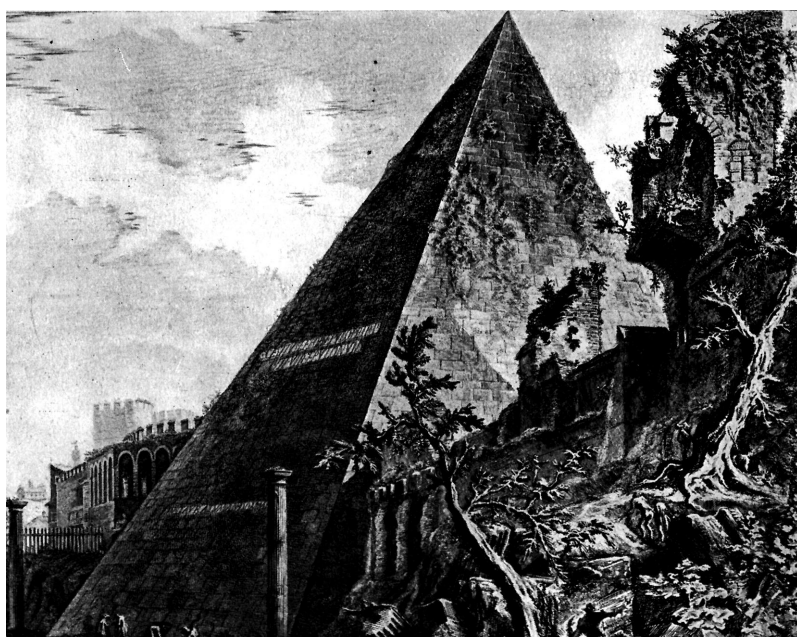
recht sein, wir sind nur zu dritt, der Große, die Frau und ich. Aber länger als bis halb acht brauchen wir hier am Abend nicht offenzuhalten.“ Der *barista* macht nicht nur Kaffee, er hilft einem überhaupt in den Tag.

Ich gehe ans Grab einer Mitschülerin. An der Cestius-Pyramide liegt der *cimitero acatolico*, der Friedhof für die Nichtkatholiken: Anglikaner vor allem, Keats, Shelley, und Lutheraner wie Goethes Sohn August, schließlich der erste Sekretär der Kommunistischen Partei Italiens, Antonio Gramsci. Er ist in Mussolinis Gefängnis gestorben, wusste, dass Niccolò Macchiavelli kein Macchiavellist war, und hat ständig über die Rolle der römischen Kirche in der Politik Italiens nachgedacht. Kein Leninist.

In der Trattoria hinter dem Friedhof fließen die Reden munterer: immer ein bisschen Leichenschmaus, bei dem sich das Leben gegen den allgegenwärtigen Tod verteidigen muss.

Im Zug vom Termini nach Fiumicino löse ich mich von der Stadt und ihren Erinnerungen wie aus einem lastenden Traum. Kein Abschiedsschmerz, ich kann ja wiederkommen. Aber da ist die Ratlosigkeit, was man mit dem, was man für Rom braucht, anderswo anfangen soll?

Sono venuti i gabbiani. Aus Ostia und Fregene oder Anzio und Nettuno sind die Möwen in die Stadt geflohen. Das verschmutzte Tyrrhenische Meer bietet ihnen nicht mehr genug. Die Römer und die Römerinnen starren auf ihre Hausdächer und fragen sich, was für die Tauben übrig bleibt, wenn diese halbstarren, gefiederten Burschen – sie sind in Italien maskulin und können schon deshalb nicht alle Emma heißen – derartig grasieren. Die alten Römer konnten aus dem Vogelflug die Zukunft lesen. Im Juni 2004 rätseln wir, was wichtiger ist für die ewige Stadt: die Besuche von George W. Bush und des Dalai Lama oder die Ankunft der Möwen.



Cestius-Pyramide (Stich: Giambattista Piranesi)